
SPRACHNORM UND SPRECHNORM

KENOSUKE EZAWA

Der besondere, normative Charakter der Sprache bringt es mit sich, daß man ihr als Gegenstand nicht in der sprachlichen Äußerung selbst, sondern erst in deren Bezug auf eine Norm begegnet. Diese Erkenntnis hat sich heute allgemein durchgesetzt, worauf die verschiedenen methodischen Ansätze strukturell-linguistischer Richtung mit ihren charakteristischen Begriffsbildungen, welche sich jeweils auf die Sprachnorm und auf die Sprachäußerung beziehen, eindeutig hinweisen. Nur wird der Begriff der Norm vielfach gleichsam naturalistisch, d.h. determinativ und eindimensional, aufgefaßt, weshalb manchmal der an sich fruchtbare methodische Ansatz in einem flachen Formalismus, in dem man den Gegenstand Sprache selbst nicht in den Griff bekommt, enden muß.¹ Heute scheint es mehr denn je nötig zu sein, sich mit dem Begriff der sprachlichen Norm ernstlich zu befassen.

Im Fall des hochdeutschen Lautsystems sollte man vor allem die weitgehende funktionelle Labilität mancher geltender Lautnormen von vornherein ins Auge fassen und im Zusammenhang damit die besonders feste Bindung dieser Normen an die hochdeutsche Schriftsprache, d.h. geschriebene hochdeutsche Sprache, mit ihrer ausgeprägten Orthographie berücksichtigen. Es ist überhaupt in Frage zu stellen, daß das hochdeutsche Lautsystem ein in sich geschlossenes, im wörtlichen Sinne eindeutiges normatives System darstellt, dem man auf Grund rein formaler Analysen beikommen könnte. Es sollte hier vielmehr neben dem rein funktionellen ein anderer Normbegriff zur Geltung gebracht werden, und zwar ein solcher, der die normative Abhängigkeit der lautlichen Äußerungen von schriftlichen Fixierungsformen der Sprache, die über die funktionellen Normen hinweg besteht, impliziert. Diese Möglich-

¹ In diesem Zusammenhang sei besonders verwiesen auf Eugenio Coseriu in "*Sistema, norma y habla*" (Revista de la facultad de humanidades y ciencias, Año 6, No. 8 Universidad de la Republica, Montevideo 1952, S. 113—181): „Vom Standpunkt des Sprachsystems aus können wir nun die Normen und das konkrete Sprechen als aufeinanderfolgende Stufen der Realisation desselben betrachten. So gesehen, erscheint das Sprachsystem als ein System von Möglichkeiten, von Koordinaten, welche die offenen und versperrten Wege anzeigen; eher ein Freiheits- als ein Zwangskomplex, da es unbegrenzte Realisationen zuläßt und nur verlangt, daß die funktionellen Bedingungen des Sprachinstrumentes erhalten bleiben“ (aus der deutschsprachigen Zusammenfassung, S. 180).

keit ist prinzipiell gegeben, indem, wie Coseriu sagt, „nicht alles, was normal(sozial) ist, auch funktionell sein muß“.² Im Fall des Deutschen kann dies um so eher der Fall sein, als die neuhochdeutsche Schriftsprache selbst nicht aus einer gesprochenen Sprache, sondern aus geschriebenen Sprachen hervorgegangen ist, so daß das Lautsystem, wie sie es aufweist, eigentlich ein Abklatsch des entstandenen schriftsprachlichen Formensystems war.³

Dieser Gedanke, daß das hochdeutsche Lautsystem seinen Bezug auf mindestens zwei Normensysteme, ein lautlich-funktionelles und ein nichtlautlich-funktionelles, haben kann, bestätigt sich vor allem, wenn man sich mit den einzelnen, heute geltenden Aussprachenormen des Hochdeutschen, die in Aussprachewörterbüchern zu finden sind, beschäftigt. Zwar wird seit *Theodor Siebs*,⁴ oder vielmehr seit *Wilhelm Viëtor*⁵ mit seinem Reformgedanken zum Sprachunterricht, immer wieder beteuert, daß die Aussprache sich niemals nach der Schrift richten könne oder dürfe, sondern nach der gesprochenen Sprache, aber in Wirklichkeit wird konsequent bei allen Ausspracheregeln auf das Schriftbild der einzelnen schriftsprachlich zugelassenen Wortformen zurückgegriffen, so daß z. B. [aɪns] (eins), [ˈhʊnsrʏk] (Hundsrück), [ˈnʊʃəl] (nuscheln), [ˈfʊsəl] (fusseln) als Aussprachenormen vorgeschrieben werden, obwohl in Wirklichkeit nur [aɪnts], [ˈhʊntsʀʏk], [ˈnʊʒəl], [ˈfʊzəl] gesprochen werden. Diese Tatsache, die sich zwar in diesen Einzelfällen grotesk ausnimmt, dürfte aber gerade die Natur der hochdeutschen Lautnormen recht anschaulich illustrieren. Denn wir wissen z. B. eigentlich noch nicht recht, ob /p/, /t/, /k/ und /b/, /d/, /g/ im Hochdeutschen tatsächlich funktionell bedingte Oppositionen darstellen, obwohl sie in der Phonologie unter Anführung einiger weniger Oppositionspaare wie Bein: Bein, Teich: Deich, Karten: Garten usw. kurzerhand als solche erklärt werden. Jespersen hat bekanntlich in seinem „Lehrbuch der Phonetik“ mit einer vergleichenden Aufstellung zahlreicher Belege darauf hingewiesen, daß es im Hochdeutschen im Gegensatz zum Englischen und Französischen verhältnismäßig wenige Oppositionspaare für /p, t, k/ und /b, d, g/ gibt, worauf sich seiner Ansicht nach das Verwischen dieses Unterschiedes in so vielen Gegenden Deutschlands zurückführen lasse.⁶ Hier sei

² Op. cit. S. 179.

³ Vgl. hierzu Wilhelm Braune: Über die Einigung der deutschen Aussprache (Akademische Rede, Heidelberg 1904), S. 12: „Sie (die hochdeutsche Musteraussprache) hat ihre Grundlage überhaupt nicht im gesprochenen Wort, sondern im geschriebenen: sie ist von Haus aus — wie unsere Schriftsprache überhaupt — eine Sprache nach dem Papier, sie sucht einfach die Wortbilder der historisch gewordenen Orthographie in der gesprochenen Sprache nachzubilden“.

⁴ Theodor Siebs: *Deutsche Bühnenaussprache*, 1. Aufl. (Berlin, Köln, Leipzig 1898), S. 13: „Die Schreibung kann nie und nimmer als Maßstab für die Aussprache dienen.“ — *Wörterbuch der deutschen Aussprache* (Leipzig 1964), S. 12: „Es muß von der Sprechwirklichkeit ausgegangen werden.“

⁵ Quousque Tandem (Wilhelm Viëtor): *Der Sprachunterricht muß umkehren!* (Leipzig 1882).

⁶ Otto Jespersen: *Lehrbuch der Phonetik*, 1. Aufl. (Leipzig 1904), S. 110: „Die brauchbaren Beispiele sind hier (im Deutschen) viel geringer an Zahl als im Französischen und namentlich im

außerdem noch darauf hingewiesen, daß es im Hochdeutschen lexikalisch zugelassene Doppelformen mit p, t, k und b, d, g gibt (knappern-knabbern, Purzelbaum—Bürzelbaum, Borde—Borte, toll—doll, kucken—gucken usw.).⁷ Im krassen Gegensatz zu /p, t, k/ und /b, d, g/ lassen sich dagegen im Hochdeutschen für /r/ und /l/ gleich Hunderte von Oppositionspaaren anführen, und zwar solche, bei denen eine Vernachlässigung der einschlägigen Distinktion wesentliche Kommunikationsstörungen erwarten läßt (Bretter: Blätter, Herrenanzug: hellen Anzug, Rudolf: Ludolf usw.)^{7a}. Hier liegt also offensichtlich wieder ein anderer normativer Bezug, der durchaus funktionell sein dürfte, innerhalb des hochdeutschen Lautsystems vor. Dies scheint auch etwa daraus zu schließen zu sein, daß die Verwechslung der beiden Liquide bei Hörtesten mit Hilfe von sinnlosen Silben im Gegensatz zu den stimmhaften und stimmlosen Verschlusslauten äußerst selten vorkommt, wie es bereits *Hermann Gutzmann* festgestellt hat.⁸

Die phonologischen Einheiten mit ihren distinktiven Merkmalen, die bisher für das hochdeutsche Lautsystem ausgearbeitet worden sind, beruhen nun im wesentlichen auf Analysen derjenigen Normen, die in Aussprachewörterbüchern zu finden sind, die selbst wiederum weitestgehend auf die Schriftnormen ausgerichtet sind. Das heißt, man hat es hier eigentlich weniger mit funktionellen Normen des Hochdeutschen selbst zu tun als vielmehr mit nichtfunktionellen Normen, die „Realisierungen des Systems der geschriebenen Sprache“⁹ wie der ganzen Reihe von Vortragssprachen (öffentliche Reden, Vorlesungen, Predigten, Gerichtsurteile, Nachrichtensendungen, Hörspiele, Theateraufführungen usw.) entnommen sind. Andererseits ist es heute noch nicht klar, welche funktionelle Basis diesen Normen zugrunde liegt, wozu aber eine umfassende Analyse wirklich gesprochener hochdeutscher Sprache notwendig wäre, zu der etwa die Phonometrie bereits seit den dreißiger Jahren Ansätze genommen hat. Das eigentliche phonologische System des Hochdeutschen wird in diesem Sinne erst durch gegenseitige Aufhellung dieser beiden Arten der Normen, die man

Englischen; und es ist auch nicht so sehr wichtig, den Unterschied innezuhalten, weil er in so vielen Gegenden Deutschlands verwischt ist. Obgleich die Witzblätter oft aus solchen Verwechslungen Kapital schlagen . . . , spielt die Unterscheidung zwischen Tenuis und Media faktisch eine sehr geringe Rolle in der Ökonomie der deutschen Sprache.“ In der 2. Auflage (1912) heißt aber der zweite Satz: „und diesem Umstand ist es nach meiner Auffassung von ‚Lautgesetzen‘ (s. Grundfragen Kap. VII, besonders S. 175) wesentlich zuzuschreiben, daß der Unterschied zwischen Tenuis und Media überhaupt in so vielen Gegenden Deutschlands verwischt ist“ (S. 110).

⁷ Vgl. Hermann Paul: *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 5. Aufl. (Halle 1920), S. 260: „Wir werden anerkennen müssen, daß eine innere Beziehung zwischen Lautgestalt und Bedeutung nicht vorhanden zu sein braucht, . . .“ (im Zusammenhang mit der Entstehung der Doppelformen).

^{7a} Kennosuke Ezava. Die Opposition stimmhafter und stimmloser Verschlusslaute im Deutschen. Diss. phil. Köln 1969.

⁸ Hermann Gutzmann: Untersuchungen über die Grenzen der sprachlichen Perzeption. In: *Zeitschrift für klinische Medizin* 60 (1906), S. 250.

⁹ Diese Formulierung stammt von Eberhard Zwirner in einem persönlichen Gespräch mit dem Vf.

als „Sprachnormen“ und „Sprechnormen“ bezeichnen könnte, zu finden sein.¹⁰ Dieses Verfahren wird dabei nicht zuletzt zu einer wissenschaftlichen Begründung und Förderung der hochdeutschen Ausspracheregulierung beitragen können.

DISCUSSION

Martens: (nachträglich in schriftlicher Form gemeldet und angenommen; daher keine Antwort des Referenten.)

Es ist völlig richtig, daß die neuhochdeutschen Lautnormen eine gewisse Bindung an die Schriftsprache haben. Aber die Behauptung, das neuhochdeutsche Lautsystem sei ein „Abklatsch des schriftsprachlichen Formensystems“, ist überspitzt. Man kann heute nicht mehr behaupten (wie Braune noch 1904), daß die hochdeutsche Sprache ihre Grundlage überhaupt nicht im gesprochenen Wort habe. (Nach den Arbeiten von Th. Frings und L. E. Schmidt ist das nicht mehr möglich!). Man darf nicht alle Ausgleichbestrebungen für die gesprochene Sprache der Bühne unberücksichtigt lassen (Wanderbühnen, Goethes Regeln für Schauspieler usw.). Andererseits ist es natürlich richtig: die orthographische Form hat einen starken Einfluß auf die Aussprache gehabt und hat ihn auch heute noch, wie übrigens in allen Sprachen — wenigstens halbwegs — phonetisch bedingter Orthographie. Gelegentlich können sich aus solcher Ausrichtung nach der Orthographie eigenartige Differenzierungsnotwendigkeiten ergeben. Nach Duden, Band 6 soll die Zeitschrift von Matthias Claudius „Der Wandsbecker Bote“ mit kurzem offenem, ungespanntem [ε] gesprochen werden — eben weil der Ort zur Zeit Matthias Claudius' mit „ck“ geschrieben wurde. Der Ortsname selbst wird seit 1907 nur noch mit „k“: „Wandsbek“ geschrieben — eben damit er nicht falsch ausgesprochen wird. Hier ist die Entscheidung im Duden, Bd. 6 lediglich nach dem Schriftbild getroffen worden, was seine Berechtigung darin haben mag, daß vielfach eben nach dem Schriftbild gesprochen wird, — auch *gegen* sprachlich richtige Formen!

Die Beispiele „fusseln“ und „nuscheln“, die Herr Ezawa gibt, stimmen in der angegebenen Art nicht: sie werden keineswegs nur mit intervokalisches stimmhaftem, ungespanntem Reibelaut [z] und [ʒ] gesprochen. Diese Ausspracheform gilt in Norddeutschland als Kennzeichen a) für Hineintragen niederdeutscher Artikulationsgewohnheiten ins Hochdeutsche, und b) für sprachlich und meist auch sozial niedrigere Schicht.

Daß die Reihe p t k eindeutig zur Reihe b d g in Opposition steht, wird auch Herr Ezawa nicht bestreiten können. Wir müßten wohl lediglich fragen, ob hier die oft noch angeführten Oppositionsmerkmale „stimmlos — stimmhaft“ weiter gelten können oder ob nicht heute an ihre Stelle die Opposition „gespannt — ungespannt“ getreten ist, besonders im Anlaut.

Natürlich kann man Herrn Ezawa zustimmen, wenn er eine *umfassende* Analyse der gesprochenen hochdeutschen Sprache verlangt; aber man sollte nicht vergessen, daß für das Hallesche „Wörterbuch der deutschen Aussprache“ in dieser Hinsicht schon erhebliche Arbeit geleistet worden ist und daß andererseits die Forschungsvorhaben „Gesprochene Sprache“ und „Hochlautung“ des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim) auch einiges erwarten lassen.

Meinhold:

Der von Herrn Ezawa benutzte Normbegriff gestattet es nicht, diachronische Sprach-(Laut)-veränderungen abzubilden. Die drei Hauptphasen im Verlauf solcher Veränderungen (Normabbau

zu Beginn, Realisationsunsicherheit mit rivalisierenden Varianten, neuer Normaufbau) lassen sich allein mit den statistischen Parametern größerer bzw. geringerer Streuung (Dispersion) — neben der Mittelwertbildung — kennzeichnen. Allophonstatistik und Variantenstreuung können angesichts des permanenten phonetischen Variantenbestandes fast aller Sprachen allein Informationen über bestehende oder sich bewegende (abbauende, aufbauende) Normen liefern. Insofern sind Realisationsstatistiken ein unerläßliches Mittel linguistischer Orientierung. — Sodann möchte ich Herrn Ezawa bitten, doch einmal exakt zu definieren, was er unter der erwähnten „funktionellen Basis“ versteht.

Wiede:

Wendet man den Begriff der funktionellen und nichtfunktionellen Normen auf die deutschen stimmhaften und stimmlosen Konsonantenphoneme an, so wie Ezawa das tut, dann muß man zu dem Schluß kommen, daß die Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit im Deutschen keinen bedeutungsdifferenzierenden Charakter hat. Wodurch unterscheiden sich dann nach Ezawas Ansicht Wortpaare wie Bein—Pein, Garten—Karten, Dorf—Torf, Rauben—Raupen, Egge—Ecke, werden—werten? Die Anzahl solcher Wortpaare ist im Gegensatz zu Ezawas Meinung im Deutschen verhältnismäßig groß.

Vachek:

(Ad Neustupný + Ezawa) Both papers have one feature in common, viz. the stress laid in them on synchronistic vacillation in speech utterances (vacillation pointed out, as early as in 1911, by V. Mathesius). Dr. Neustupný, as a member of the Prague group of today, rightly feels the importance of this fact and wants it to be exactly measured. — The absence of a strict *Sprechnorm*, deplored by Dr. Ezawa, is due exactly to the presence of these vacillating factors. Such presence may be observed, after World War II, also in England, and is a well-known sociolinguistic fact.

Ezawa:

Ad Meinhold: Es sei zuerst auf die von vornherein unzulängliche materielle Basis für Realisationsstatistiken überhaupt hingewiesen, die Herr Meinhold zur Konstatierung des Normenbestandes für unerläßlich hält. Bei diachronischen Untersuchungen ist man bis heute auf schriftliche Abbilder des naiven Sprachbewußtseins angewiesen, die alles andere als direkte Wiedergabe der lautlichen Wirklichkeit (etwa in Tonbandaufnahmen) sind; die funktionelle Bedingtheit des Lautwandels, an die allgemein geglaubt wird, ließe sich unter diesem Gesichtspunkt kritisch überprüfen. Ferner setzen Realisationsstatistiken über eine Sprache mit ihren landschaftlichen, sozialen und individuellen Differenzierungen gewaltige Mengen an systematisch gesammelten Belegen in jeweils repräsentativer materieller Homogenität voraus, ein Grund, weshalb synchronische Variationsuntersuchungen mit eindeutigen statistischen Resultaten nicht ohne weiteres zu erwarten sind (vgl. E. Zwirner und K. Zwirner: *Lesebuch nhd. Texte*, Berlin 1937, Vorwort). — Unter „funktioneller Basis“ verstehe ich die rein funktionellen Bindungen, die die geltenden Lautnormen im Grunde konstatieren, aber nicht diese selbst darstellen (vgl. die Begriffe des „Kommunikativen“ und „Extrakommunikativen“ im Plenarvortrag von G. Ungeheuer auf diesem Kongreß).

Ad Wiede: Die Anzahl der Oppositionspaare für /p, t, k/: /b, d, g/ im Hochdeutschen ist nach eigener Untersuchung tatsächlich verhältnismäßig klein (man kommt im Anlaut nicht über 100, während für /r/: /l/ mindestens 200 Paare anzuführen sind), wobei natürlich außerdem eine Relativierung des gefundenen Formenbestandes vorgenommen werden sollte, indem man die einzelnen Paare auf die Verwechslungsmöglichkeit ihrer Glieder in konkreten syntaktischen

¹⁰ Vgl. S. K. Šaumjan: Die Zweistufentheorie der Phonologie im Licht der modernen Wissenschaftslogik. In: *Phonetica* 16 (1967), S. 135: „Die Notwendigkeit, eine experimentelle Phonologie zu schaffen.“

Zusammenhängen prüft. Trotz dieses weitgehend fehlenden funktionellen Zwangs müssen die bestehenden „Normalformen“ in Paaren mit /p, t, k/ und /b, d, g/ im Hochdeutschen nicht aufgegeben werden, ein Umstand, der zum normalen Status jeder Schriftsprache zu gehören scheint (vgl. hierzu Alfred Schmitt: Die Schallgebärden der Sprache, in: Wörter und Sachen, Bd. XVII, 1936, § 19, 20; § 70, 71).

ad Vachek: Mir ging es darum, auf den wenig beachteten Umstand hinzuweisen, daß die Normen, die dem tatsächlichen Sprechen zugrunde liegen, durch die bisherige Phonologie noch keineswegs erschlossen worden sind und daß die phonologischen Normen, die Phoneme in ihrer Opposition, wie sie etwa vom Hochdeutschen konstatiert werden, weitgehend auf schriftsprachliche Konsequenzen zurückgehen. Die Schwankungen in Realisationen der Sprachnormen (Phoneme) im Sprechen sind nicht gleichzusetzen mit Sprechnormen (bzw. Lautungsnormen), deren eindeutige positive und negative funktionelle Ordnung es heute zu erforschen gilt (vgl. Plenarvortrag von G. Ungeheuer: *Kommunikative und extrakommunikative Betrachtungen in der Phonetik*).